

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1914**

67 (20.3.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 22

Religiöse Schwärmerei.

Das . . . Religionsystem, das von einem willkürlich handelnden Gotte ausgeht, und eine Vermittlung zwischen ihm und dem Menschen annimmt, und vermittelt eines abgeschlossenen Vertrags, entweder durch die Beobachtung einiger willkürlichen und ihrem Zwecke nach unbegreiflichen Satzungen, oder durch einen in seinem Zwecke eben so unbegreiflichen historischen Glauben, sich von Gott gegen anderweitige Beschädigungen loszukaufen glaubt, — selber dieses Religionsystem, sage ich, ist ein . . . schwärmerisches Zauberwesen, in welchem Gott nicht als der Selbige, von dem getrennt zu sein schon allein und ohne weitere Folge das höchste Elend ist, sondern als eine furchtbare, mit verberblichen Wirkungen drohende Naturkraft betrachtet wird, in Beziehung auf welche man nun das Mittel gefunden, sie unschädlich zu machen, oder wohl gar nach unseren Absichten zu lenken. J. O. Fichte.

Die Moorhexe.

Erzählung von Wilhelm Scharrelmann.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem jener trübten, stürmischen Winterabende, die uns melancholischer machen können, als alles andere auf der Welt. Wir saßen am Kamin und hatten den Jagdgeschichten unseres Gastgebers zugehört, die er so vorzüglich zu erzählen verstand, und in denen er unerhörtlich war. Im Zimmer war die Dämmerung darüber tiefer und tiefer geworden, und nur das Kaminsfeuer erleuchtete, zuweilen heller aufleuchtend, das Dunkel.

Während einer Gesprächspause stand unser Freund plötzlich auf und wollte die Lampe bringen lassen. Bitte nicht, haben wir alle.

Nun, wie Ihr wollt, sagte er und kehrte lächelnd an seinen Platz zurück. Der Zauber der Dämmerung ist vielleicht die einzige Romantik, für die wir modernen Menschen noch empfänglich sind.

Was mich betrifft — ich habe immer das Dunkel und die Nacht geliebt, und vielleicht ist die Nacht unsere beste Freundin! Die zärtlichsten Erinnerungen unseres Lebens verknüpfen uns mit ihr und steigen im stillen Glanze wieder in uns auf, wenn uns das graue, nüchterne Licht des Tages nicht mehr stört und verwirrt.

Aber das Dunkel kann auch furchtbar sein, quälend, entsetzlich, atemberaubend und drückender als die Last der Erde.

Ich habe das einmal mit all dem Schauer empfunden, den nur die Wirklichkeit geben kann.

Erzähle, haben wir ihn.

Es ist wieder eine Jagdgeschichte, aber immerhin eine der sonderbarsten, die ich erlebt habe, fuhr er fort. Sie liegt bereits etwa zwanzig Jahre zurück und doch entfinne ich mich aller Einzelheiten. Selten hat ein Ereignis einen tieferen Eindruck in mir zurückgelassen.

Ich war damals auf einige Tage bei einem meiner Freunde zu Besuch, einem Herrn von Göchhausen. — Ihr werdet ihn nicht gekannt haben, er ist nun bereits seit einer Reihe von Jahren tot. Er hatte sich in der Zeit, irgend einer Grille folgend, eine großes Landgut gekauft, das in der Gegend zwischen Weiser und Elbe in einer jener Heide- und Moorgegenden lag, die sich dort einsam und unerheblich unter dem weiten Himmel erstrecken und ein ideales Jagdgelände darstellen. Besonders auf Sumpfvögel, Enten und wilde Gänse, die zu Zeiten in ganzen Schwärmen hier durchzogen, kann man dort vorzüglich jagen, und mein Freund, der meine Jagdleidenschaft kannte freute sich mit der ganzen Befriedigung des Gastgebers,

„Müde auf!“ drüben und wiederum arbeiten, nicht locker lassen, durch keinen Mißerfolg sich beirren lassen! Und Nichts tun des Handelns sei immer nur die große Sache, der wir dienen! (Aus der Düren-Bundes-Korrespondenz.)

Für unsere Frauen.

Das Frauenstimmrecht in England.

England ist unter allen Ländern dasjenige Land, wo die erbittertesten Kämpfe um das Wahlrecht für die Frauen stattfanden. Die Gewaltakte der englischen Suffragetten haben, so meint man vielfach, dem Kampfe um die Erwerbung des Frauenwahlrechts mehr geschadet, als genützt. Es soll hier nicht Recht oder Unrecht der Kampfsmethode der englischen Frauenrechtlerinnen geprüft werden, sondern einfach geschildert werden, wie sich der Kampf um das Frauenwahlrecht in England entwickelte und wo er gegenwärtig steht.

Schon im Jahre 1861 überreichte eine öffentliche Versammlung durch Vermittlung des Lord Carlisle dem Oberhause eine Petition, welche das Wahl- und Stimmrecht für die Frauen forderte. Damit begann die Frauenrechtsbewegung, die seitdem nie aufhörte. Durch eine rege und unermüdete Propaganda wurden zahlreiche Frauen für die Organisationen, die die Erwerbung des Wahlrechts der Frauen zum Ziele hatten, gewonnen.

Mit dem Ausgang des Jahres 1906 nahm die bis dahin durchaus friedliche und ruhige Bewegung einen schärferen Charakter an. Das geschah aber nicht aus dem bösen Willen der Frauenrechtlerinnen heraus. Meist Es war vielmehr die Regierung, welche provoziert hatte. Im Jahre 1906 wurden zwei Frauen und zwar eine Arbeiterin und ein Mädchen aus angesehenen bürgerlicher Familie — gegen alles englische Recht zur Gefängnisstrafe verurteilt, weil sie eine Protestversammlung unter freiem Himmel gegen die Rede eines Ministers einberufen hatten. Seitdem dieses allem Recht hohnsprechende Urteil gefällt und vollstreckt worden, begannen die Suffragetten den erbittertesten Kampf, gegen die Regierung; der Kampf setzte sich mit kurzen Unterbrechungen fort und wurde von Jahr zu Jahr gewalttätiger.

Die Regierung trifft die Verantwortung für die von den Suffragetten hervorgerufenen Unruhen und sie suchte sie deshalb gewaltsam zu unterdrücken. Sie rief dadurch aber immer neue Unruhen hervor.

Es gibt gegenwärtig im Unterhaus eine sichere Mehrheit für die Bewilligung eines, wenn auch beschränkten Wahlrechts der Frauen. Aber die Regierung hat die Mittel, zu verhindern, daß Gesetzesentwürfe, welche ihr mißfallen, zur Beratung kommen; und sie mißbraucht diese Mittel. Es ist eben im britischen Parlamente Gebrauch geworden, alle Initiativen zur Gesetzgebung der Regierung zu überlassen, und die Regierung bringt eben keinen Gesetzesentwurf zugunsten des Frauenstimmrechts ein. Daraus ergibt sich, daß, solange das liberale Ministerium, mit Asquith an der Spitze, am Ruder bleibt, die englischen Frauen jede Hoffnung aufgeben müssen, durch eine Gesetzesvorlage der Regierung die politische Gleichberechtigung zu erhalten, oder daß auch nur dazu die Wege gebahnt werden. Die Liberalen waren seit Jahren die große Hoffnung, besonders der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen. Die englischen Frauen beginnen nun einzusehen, daß ihre Hoffnung schmachluchtig ist. Viele sind in Verzweiflung, in Mut geraten. Wer dies alles beachtet, wird vielleicht nicht entschuldigen, wohl aber so manche Tat begreifen können, die von englischen Suffragetten in letzter Zeit begangen wurde.

Der größte Teil der englischen Frauenrechtlerinnen hat nunmehr eine ganz andere Taktik eingeschlagen, als sie bisher verfolgt wurde. Sie unterstützen nicht mehr diejenigen Kandidaten, die ihnen das schriftliche Versprechen geben, zugunsten der Frauenrechte einzutreten und sie immer betrogen haben. Die Mehrzahl der englischen Frauen, welche um ihre Rechte kämpfen, sind an die Seite der Arbeiterpartei getreten und marschieren mit ihr zusammen. Sie haben erkannt, daß die Arbeiterpartei die einzige Partei ist, welche den Beweis erbracht hat, daß es ihr ernst ist mit der Erwerbung der Gleichheit der Frauen wie in wirtschaftlicher, so auch in politischer Beziehung. Dadurch gewinnt der Emanzipationskampf der englischen Frauen ganz andere Bedeutung. Er wird sein hohes Ziel bekommen: wirtschaftliche und politische Freiheit allen Frauen. Er wird aus der Taktik des Putzschismus herauskommen und mit der Arbeiterpartei daran arbeiten, die politische Macht zu erobern. Diese Taktik wird die der Besonnenheit sein, solange die Regierung die Bahnen des Rechts nicht verläßt; sie wird die des entschlossensten Kampfes werden, wenn die Regierung anstelle des Rechtes die Gewalt und die Brutalität setzt.

Sehr schwierig ist die Sache oft. Die ländlichen Vereine fühlen sich durch die Herabsetzung ihrer Darbietungen, die doch bisher immer gefielen, selbst herabgesetzt und beleidigt. Sie meinen vielleicht auch, die „Konkurrenz“ der Volksbildungsvereine werde ihnen das „Geschäft“ (Das ist ja auch tief bedauerlich, daß hier — im Interesse der Wirte — Volksunterhaltung als Geschäft betrieben wird, sie wird dadurch geradezu genötigt, sich dem Geschmack des großen Publikums anzubequemen, statt ihn zu bilden.) Zunächst sieht es ja auch so aus: Der Volksbildungsverein will doch ausgesprochenmaßen das Publikum von schlechten Veranstaltungen anderer Vereine weg in seine guten ziehen. Aber man überfieht dabei vollständig, daß die Volksbildungsbevegung eben kein Geschäft ist, sie will nur, daß Gutes geboten wird, von wem, das ist ihr ganz einerlei. Sowie also ein anderer Verein Gutes bringt, kann der Volksbildungsverein in diesem Fall außer Tätigkeit treten.

Wir müssen überall, wo wir die Arbeit anfangen, von vornherein uns ernsthaft um einen Zusammenhang der schon vorhandenen Vereine bemühen und immer betonen, daß es uns keineswegs um Vereinsmeierei zu tun sei. In vielen Fällen wird der Erfolg aber ausbleiben, weil man Bevormundung fürchtet. Dabei hat die Volksbildungsarbeit bereits in unzähligen Städten und auch in kleineren Dörfern bewiesen, daß ein Zusammenhluß der bestehenden Vereine zur Pflege der Volksbildung sehr wohl auf unparteiischer Grundlage möglich ist und sich auf die Dauer bewährt. Er beseitigt durch einträchtiges Zusammenwirken und ehrlichen Meinungsanstand die Reibungsflächen zwischen den einzelnen sonst getrennt marschierenden Vereinen und wirkt so segensreich auf das ganze Zusammenleben der Einwohner.

Bringen wir aber irgendwo eine solche Einigung nicht zustande, dann dürfen wir doch nicht die ganze Aufgabe fallen lassen! Dann müssen wir eben die Gleichgesinnten in einem besonderen Verein zusammenschließen, neben gutem Vortragsstoff und belehrenden Vorträgen vor allem edle Volksgeselligkeit pflegen und zu den anderen Vereinen in ein möglichst gutes Verhältnis zu kommen suchen. Wir bitten sie, uns zu helfen, Gutes zu bieten, und hoffen im Stillen, daß sie dadurch allmählich selbst vom Schlechten abkommen möchten. Wir helfen ihnen selbst gern und uneigennützig, ihr eigenen Veranstaltungen gut zu gestalten, vorteilhaft geeignete Kräfte zu gewinnen, gutes Material nachzuweisen usw. Nur in einem können wir uns natürlich nicht mit ihnen zusammenfinden: in der Pflege des Schundes. Den nehmen wir immer wieder aufs Korn, fest und sicher, aber immer nur den Schund selbst, niemals eine einzelnen Verein oder eine bestimmte Person. Die wollen wir ja für das Gute gewinnen. Und wo uns der gute Wille gezeigt wird, da sind wir überall mit Freunden bereit, zur Einigung die Hand zu bieten und, wenn die älteren Ortsvereine selbst die Verforgung mit guter Volksunterhaltung in die Hand nehmen wollen, uneigennützig ganz in den Hintergrund zu treten. Nur das müssen wir dann verlangen, daß eine Organisation geschaffen wird, die die Aufgaben der einzelnen Vereine feststellt, gemeinsam das Arbeitsprogramm berät, die verschiedenen Ansprüche und Bedürfnisse gegeneinander abwägt und — der das Beste gerade gut genug für das Volk ist. Diese Organisation mußte ferner Leute aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung umfassen, in ihr müßten alle zugehörigen Vereine gleichmäßig vertreten sein, sie müßte politisch und religiös völlig neutral sein.

Man redet und schreibt heute so viel von der Bekämpfung der Schundliteratur. Sehr mit Recht. Aber für das Land ist die Bekämpfung des Schundes in der Volksgeselligkeit und in der Volksunterhaltung viel, viel wichtiger als die Bekämpfung der Schundliteratur. Denn das Gemütsleben und der Geschma unseres Volkes auf dem Lande wird dadurch vielleicht noch wirksamer vergiftet, als es durch den Kolportageschund in den Städten geschieht.

Und noch eins: Wir wissen sehr wohl, daß es doch auch eine große Reihe von Gesang- und anderen Vereinen gibt, die, meist dank ihren Leitern, redlich das Gute erstreben. Ihnen und allen Mitarbeitern am Werke der Volksbil-

In der ungeheuren Stille der Ede, menschenleeren Gegend lang jedes Geräusch mit doppelter Stärke zu mir herüber und deutlich hörte ich einige Stunden nach Mitternacht den ersten, weitentfernten Ruf vorüberziehender Wildgänse.

Ich spähte zum Nachthimmel hinauf, sah aber nichts als das bleiche Glitzern der Sterne. So vergingen mehrere Stunden. Ich hatte mich auf eine längere Wartezeit gefaßt gemacht, kann aber nicht leugnen, daß ich zuletzt doch eine leise Abspannung empfand.

Gegen Morgen merkte ich endlich, daß die Luft sich auflöste und begann, unruhig hin- und herzuschwimmen und zu schnattern. Und wenige Minuten später merkte ich, daß Enten auf dem Teiche einfleien.

Der Jagdeifer in mir erwachte. Ich faßte den Strich, mit dem ich das Netz schließen wollte, fester, und lauschte gespannt über den dunkeln Spiegel des Wassers hin.

Ein paar atemlose Minuten vergingen. Plötzlich sah ich die wilden Enten dicht bei der zahmen, die mit sonderbarem Nicken des Kopfes nun still an ihrem Plage verharren. Ich konnte meine Ungeduld nicht länger zügeln, ein Ruck, und das Netz schlug zu.

Ein wildes Klatschen und Flügel schlagen bewies mir, daß ich Glück gehabt hatte, und ich umging den Teich, um näher an die Stelle zu kommen, wo das Netz gestellt war.

Vorsichtig zog ich es ans Land. Und nun blieb mir nichts anderes übrig, als die gefangenen Tiere — es waren drei — mit den Händen zu erwürgen, wenn ich sie nicht der Freiheit zurückgeben wollte.

In diesem Augenblick empfand ich gegen diese Art der Jagd, die ich ja eigentlich nur der Neugier willen einmal hatte mitmachen wollen, einen starken Widerwillen. — Es ist doch etwas anderes, ein Tier mit der Wäsche aus der Luft zu holen, als es heimtückisch in Schlingen und Netzen zu fangen und ihm dann kaltblütig das Genick umzudrehen.

Ich war ärgerlich auf mich selbst, als ich, die warme Beute unter dem Arme, zu meiner Hütte zurückkehrte. Ich habe das Netz nicht wieder aufgestellt und beschloß, den Morgen und meinen Freund zu erwarten, ohne einen neuen Versuch zu machen.

Nieber wollte ich in der Morgendämmerung dies oder jenes zu schiefen versuchen, wenn ich auch vielleicht vorläufig darauf verzichten mußte, der Beute habhaft zu werden, da wir die Hunde absichtlich zu Hause gelassen hatten.

Langsam graute der Tag mit jener schweren bleiernem Müdigkeit, die nur die Wintertage haben. Der Himmel hatte sich bezogen. Der Wind, der dorthin frischer geworden war, hatte sich wieder gelegt, und nun begann mein Unglück: es begann zu nebeln.

Wer den Nebel dieser Gegend nicht kennt, der zäh und dick und den Augen ebenso undurchdringlich ist wie eine Wand, der weiß nicht, welche Gefahren er bringt. Er kam anfänglich zart und weich wie Flaumfedern, aber jede Minute ließ ihn stärker und dichter werden, und nach einer halben Stunde sah ich wie in dem weißen Dampf eines Waschküchens. Keine fünf Schritte vermochte ich zu sehen, und mit Sorge dachte ich daran, wie sich mein Freund durch das unzählige Gewirr der Wasserzüge zu mir zurückfinden würde.

Ich hatte meinen Mundvorrat bereits während der Nacht verzehrt und wartete mit doppelter Sehnsucht darauf, erlöst und beimgesahrt zu werden. Aber die Stunden kamen und kein noch so entfernter Laut verriet mir, daß sich ein Boot nahte.

Ich rief, pfiiff, klatschte in die Hände, schrie so laut ich konnte in den Nebel hinaus: See, holla! Hier!

Aber nichts antwortete mir als das leise Klatschern des bleigrauen Wasserpiegels zu meinen Füßen.

Ich wartete bis Mittag — niemand kam. Endlich entschloß ich mich, den Heimweg selbst zu suchen.

Wäre ich niemals auf diesen Gedanken verfallen! Ich kannte die Gefahren der Gegend zu wenig, sonst hätte ich alles andere getan, als meinen fächeren Platz zu verlassen.

Es war ja klar, bei dem Nebel hatte mein Freund den Weg nicht zurückfinden können, und ich konnte lange warten, wenn es dem Nebel nicht gefällig war, abzuziehen. Daß ich die Richtung noch viel sicherer versehen würde, lag auf der Hand. Aber ich konnte doch hoffen, irgendwo in die Nähe menschlicher Behausungen zu gelangen, um dann einen sicheren Führer zu bekommen.

Jedenfalls — ich brach auf. Vorsichtig ging ich am Wasser entlang, kam an einen Graben, den ich übersprang, traf eine Wiese, auf der ich gut weiterkam, und bemühte mich, möglichst dieselbe Richtung einzuhalten. Aber bereits nach zehn Minuten wurde der Boden mit jedem Schritt weicher und schlüpfriger, Wasser quoll unter meinen Tritten auf, und ein leises Schwanken und Wiegen des Bodens bewies mir, daß ich eine morastige Stelle zu passieren hatte, die jeden Augenblick unter meinen Füßen nachgeben konnte.

Ich kehrte um, versuchte es an anderer Stelle, kam aber bald in die gleiche Lage.

So mühte ich mich in stiller Verzweiflung ein paar Stunden, sah nichts um mich als den Nebel, der feucht und kalt wie ein nasses Kissen in der Luft hing, und beschloß endlich in verdrossener Wut, zu meinem Platz zurückzukehren und meine Bemühungen aufzugeben. Aber die Sache war schneller gedacht als getan, und nach einer halben Stunde mußte ich einsehen, daß auch das unmöglich war. Ich hatte mich rettungslos verirrt.

Zu allem Unglück brach die Dämmerung herein, denn der kurze Tag ging bereits auf die Reize, und ich hatte die angenehme Aussicht vor mir, die Nacht schußlos auf dem feuchten, morastigen Grunde zubringen zu müssen.

Schlimmer als jetzt kann es nicht gut werden, dachte ich und beschloß, trotz der tiefer und tiefer sinkenden Dunkelheit, weiter zu gehen. Vielleicht führte mich ein glücklicher Zufall auf irgend einen festen Weg, den ich verfolgen konnte.

Wie lange ich im Dunkel umhergeirrt bin, weiß ich nicht mehr genau. Jedenfalls war es lange nach Mitternacht, als ich völlig ermattet zu dem Entschluß kam, jeden weiteren Versuch aufzugeben, todmüde auf dem nassen Grunde niedersank und mich in mein Schicksal ergab.

Eine unheimliche Stille umfing mich. Wie die Wand eines Kerkers stand der Nebel um mich herum und hielt mich mit zäher, unwiderstehlicher Gewalt gefangen, unentrinnbar.

Ich fühlte, ich war verloren, und trotzdem ich die Zähne zusammenbiß, stieg ein Entsetzen in mir auf, ein kaltes Frösteln, das mich bis zu den Fußspitzen durchschauerte.

Ich ballte meine Fäuste und schüttelte sie in ohnmächtiger, kindischer Wut.

In diesem Augenblick drang plötzlich ein Ton an mein Ohr, der mir das Blut in den Adern gerinnen ließ.

Ein langgezogenes, lautes, schadenfrohes Gelächter drang zu mir herüber, heiser und unmenschlich, als habe mich jemand die ganze Nacht auf meinem Trossfaden umgesehen verfolgt und könne sich nun, da er mich matt und verzweifelt am Boden liegen sah, nicht länger halten vor befreidigter Nachlust und Schadenfreude.

Und nun — während ich noch lag und lauschte — merkte ich, wie der Boden unter mir nachgab, und wie ich mich erhob, um den trügerischen Platz zu verlassen, sank ich plötzlich bis tief über die Knie in den morastigen Grund.

Es schien unmöglich, wieder auf festen Boden zu kommen. Immer wieder gab das Erdreich unter mir nach und hielt meine Füße wie mit Ketten fest.

Und abermals erhob sich das Lachen, schneidender und durchdringender noch als zuvor, und peitschte mich zu sinnloser Wut auf, daß ich selbst in das Lachen einstimmete, von Wut und Entsetzen geschüttelt.

Ich glaube, in diesem Augenblick bin ich nahe daran gewesen, den Verstand zu verlieren.

Zuletzt gelang es mir doch, auf festen Boden zu kommen, eine Weide tauchte aus dem Nebel auf, und wo ein Baum im Boden Halt fand, mußte auch ich stehen können, ohne zu versinken.

Dort muß ich dann wohl niedergefallen und vor Erschöpfung und Abspannung ohnmächtig geworden sein, denn als ich erwachte, hatte sich der Nebel gelegt, es dämmerte, und nun erkannte ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen, daß ich keine dreißig Schritte von der elenden Hütte entfernt war. Ich war während der ganzen Zeit mühevoll im Kreise umhergeirrt!

Ich ging hinüber, um mich drinnen auszuruhen, als mein Freund den Kopf schlaftrunken aus der Tür herausschickte.

Er sah mich an, als erschiene ihm ein Geist. In meinem über und über mit Moorerde beschmutzten und durchfeuchteten Anzuge mag ich wirklich einen sonderbaren Anblick geboten haben.

Zum Teufel, schrie er mich an, und sprang wie elektrifiziert auf, bist du oder bist du nicht?

Ich überließ es ihm, sich davon zu überzeugen, als machte mich wie ein ausgehungertes Wolf über die Ohrspitze, die er mitgebracht hatte.

Erst auf der Heimfahrt erzählte ich ihm meine Schicksale.

Kannst du dir erklären, was es für ein Gelächter gewesen ist, das mich so erschreckt hat? fragte ich ihn. Wirklich, es hatte nichts Menschliches an sich.

Da kniff er die Augen zusammen und sagte: Sprich nicht so laut davon! Es kann die Moorhege gewesen sein, und sie will nicht, daß man von ihr spricht. (Es war wirklich nicht zu erkennen, ob er im Scherz oder im Ernst sprach.)

Aber du kannst Gott danken, fuhr er dann fort, daß sie dich nicht tiefer ins Moor gelockt hat, wo du elend versunken wärest wie ein Stein.

Der Erzähler schwieg, und es blieb einige Sekunden still im Zimmer, niemand sprach.

Da rief mein Nachbar plötzlich in das allgemeine Schweigen: Und du meinstest dorthin, wir modernen Menschen hätten nur noch Sinn für die Romantik der Dämmerung.

## Die Volksbildungsarbeit und das ländliche Vereinswesen.

„Das Gute ist des Schlechten Feind.“ Das ist eine alte Wahrheit. Und das Gute hat dafür natürlich immer die Feindschaft des Schlechten zu ertragen. Aber die Feindschaft des Guten gegen das Schlechte ist eine ganz andere als die des Schlechten gegen das Gute. Sie ist uneigennützig, während jene eigennützig ist. Das stärkt dem Guten immer wieder das Rückgrat und festigt den Glauben an seinen endlichen Sieg. Und so lange es den nicht verliert, ist es in der Tat unbestegbar.

So müssen auch die Volksbildungsbestrebungen von einem unerlöschlichen Optimismus getragen werden. Denn sie mögen wollen oder nicht, die Feindschaft derer, die für das Volk gerade das Schlechteste für gut genug halten, und die Feindschaft derer, die sich aus Gewohnheit und Unkenntnis des Besseren lieber am Rechten und Seichten, am Unreinen lieber als am Reinen, erfreuen, kann ihnen gar nicht erspart bleiben. Von denen, die eine weitgehende Volksbildung sowohl nach der belehrenden als der künstlerischen Seite hin überhaupt kaum für wünschenswert, ja für bedenklich halten, ist hier nicht die Rede. Erstens, weil mit solchen jede Auseinandersetzung ziemlich zwecklos wäre, zweitens weil hier nur von der künstlerischen Seite der Sache, der Volksunterhaltung, die Rede sein soll.

„Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!“ Wer unterschriebe das nicht? Aber ich sage auch: Nicht nur die Menschen, mit denen ich umgehe, werden ein Licht auf mein Wesen, sondern alles, mit dem ich umgehe: Das Buch, das ich lese, das Lied, das ich singe, vor allem alles, woran ich mich erfreue. Und woran erfreut sich unser Volk, der größte Teil unseres Volkes in den großen Städten, in den kleinen, auf den Dörfern? Welcher Art sind seine Genüsse,

seine Vergnügungen? Wenn wir daraus auf den Grundcharakter, auf das Wesen unseres Volkes schließen wollten! Wenn wir nicht besser wüßten, daß trotz diesem trüben Bild ein besserer Kern in unserem Volk siedet. Wenn uns die Vergangenheit unseres Volkes und die reichen Schätze edler Freuden, die unser Volkstum herborgebracht und uns überliefert hat, nicht Besseres erhoffen ließe, als es den Anschein gewinnt, wenn wir den heutigen Zustand der Volksunterhaltung betrachten. Gehen wir in die große Stadt. Im Theater: Je leichter und leichter das Stück, desto gefüllter der Zuschauerraum; je schlüpfriger, je heftiger die Vorgänge auf der Bühne, desto vergnügter das Publikum. Weiter: Varietés, Kinetograph und wie die Stätten, wo „was los ist“, alle heißen, überall dasselbe Bild. Und in die Vereines. Die Nachahmung alles dessen, noch etwas verflacht und vergrößert. Es herrscht die Wasse, das Couplet, die Jote, Und das Land? Es beneidet die Stadt nicht um das, was dort an guter Kunst geboten wird, sondern um ihre schlechten Vergnügungen und sucht sie nach Möglichkeit aufs Land hinaus zu verpflanzen. Sei nun diese Art von Vergnügen in der Stadt noch so dumm, läppisch, unrein, sie ist doch in der Regel noch mit einem Schimmer von künstlerischer Darbietung bekleidet, den ihr der Berufs„Künstler“ zu geben versteht. Selbst das fällt auf dem Land, wo sich irgendwo daran macht, noch weg. Aber trotzdem: Der Erfolg bleibt selten aus. Das Publikum ist entzückt, wenn ein Coupletfänger, sei sein Vortrag noch so kümperhaft, eine leicht verständliche und meist sehr eindeutige Anspielung macht, zumal wenn sie etwas unfauber ist, es tobt vor Vergnügen, wenn er gar in höchstigenen Versen den neuesten Vorfall behandelt. Es lacht aus vollem Hals, wenn ein recht wüßig kostümierter Strolch die Bühne betritt, wenn es in den „Gesamtspielen“, „Ensemblestücken“ und wie sie sonst auf den Programmen heißen, recht toll hergeht, es schwimmt in Wolke, wenn es gar zu einer herzhaften Prügelei kommt. Nicht zu unterschätzen bei Beurteilung dieser Erfolge ist, daß alle die Leute, die da redend, singend, kostümiert sich auf der Bühne bewegen, dem ganzen Publikum genau bekannt sind. Das erhöht das Vergnügen. Alles in allem: Die Programme dieser Unterhaltungen sind meist auf eine möglichst gewaltige Zwerchfellerschütterung berechnet, die obligaten Chöre, die ja sehr oft dank dem Zufall oder dem Dirigenten gut sind, werden von der Mehrheit nur als notwendiges Übel zur Ausfüllung der Pausen betrachtet. Die Humoristika sind die Hauptträger des Erfolges und sie lösen am Ende den befriedigenden Auf aus: „Geht! was wieder schön!“ Ein Lob, das die Veranfaller mit Stolz erfüllen dürfte, wenn eben der Humor echt wäre, wenn das Lachen echt und befreiend, aus Herz und Gemüt kommend wäre, wenn wirklich seine Wirkung sich in einer heiteren gemüthlich-fröhlichen Stimmung äußerte, die über den Alltag hinaushebt und mit seinen Weichwerden und Lücken versöhnt, wie es der echte Humor tut. Daß aber nachgerade jener falsche Humor Meinherrlicher geworden und dem Publikum unentbehrlich geworden ist, beweist der Umstand, daß auch bei ernstlichen Anlässen, die zuerst ernste und oft gute Darbietungen bringen, schließlich im gemüthlichen Teil das Couplet erscheint und daß dadurch erst der Erfolg des Abends gesichert wird.

Das sind harte Vorwürfe, und die Volksbildungsvereine sind nicht zu beneiden um die Anwürfe, die ihnen widerfahren, wenn sie solche Vorwürfe machen. Aber sie müssen gemacht werden, es muß immer wieder ruhig und sachlich der Feind bezeichnet und angegriffen werden. Sonst kommen wir zu keinem Fortschritt. Und selbst wenn wir nur einfach dadurch die schlechte Volksunterhaltung bekämpfen wollten, daß wir eben gute dafür bieten; man wird darin schon — und mit Recht — den Angriff gegen den Schund erkennen. Und irgendwann kommt überall einmal die Gelegenheit, wo man hüben und drüben deutlich werden muß. Das geschieht dann innerhalb der einzelnen beteiligten Personen und Vereine, jedenfalls innerhalb des Ortes. Und außerordentlich schwer ist es infolgedessen, alles Persönliche und Nebenwichtige fernzuhalten und nur sachlich die Diskussion zu führen.